

Anna

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 22

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

angelegten, gedankentiefen Gemälde verfehlen auf keinen Besucher des Museums den nachhaltigen Eindruck. Sie bereiten verheißungsvoll auf die übrigen, leider nur zu rasch durchwanderten Säle vor. Und ob man den Rundgang nun links herum mit den Alten oder rechts herum mit den Modernen beginne, immer schließen sie den Eindruck kräftig und befriedigend ab.

In einem der interessantesten innern Säle — es hängen dort u. a. Werke von Karl Stauffer — finden wir ein Selbstbildnis des 28jährigen Hodler; es benennt sich „Der Zornige“ und zeigt eine Männer-Halbfigur mit leidenschaftlich herumgeworfenem bärtigem Kopf, aus dem zwei zorn-erfüllte Augen den Betrachter anblicken. Das Bild ist charakteristisch für den Hodler der Uebergangszeit. Die dunklen Porträtöne gehören noch der alten Schule an, die er bis zum reifen Können durchgearbeitet hatte. Die abwehrende Geste, die flammenden Augen deuten auf den spätern Hodler hin, auf seine Eigenmächtigkeit, auf den unbeugbaren Willen, ein Eigener zu sein. Jahrelang ist er dann einsame Pfade gewandert. In dieser Zeit steht er uns menschlich wohl am nächsten. Denn Suchende sollen wir ja alle sein. Weit über die Grenzen seiner Kunst hinaus wirkt er durch sein Beispiel, wie man sich selber treu bleiben muß, um etwas Tüchtiges zu leisten. Dadurch ist er ein Großer geworden, und wir zögern nicht, ihn zu den Größten des Schweizer-volkes zu zählen.

Noch stehen wir alle unter dem Eindruck der Hodler-Ausstellung von Zürich vom letzten Jahre.* In mehr als 600 Nummern war hier sein Lebenswerk zusammengestellt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter; auch darin hat er dem Schweizervolk vorangeleuchtet, das die Arbeitsamkeit als eine seiner nationalsten Tugenden zu schätzen weiß. H. B.

Anna.

Skizze von Walter Schweizer.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte es eigentlich nie so recht gemerkt, daß sie einsam da stand.

Sie war gut erzogen und ihre Aussichten für das Leben waren zuerst wesentlich andere gewesen.

Der Vater verlor eines Tages das Vermögen und starb vor Gram. Mit der gebrochenen Mutter zog sie weit weg und suchte sich einen Verdienst, der sie beide nährte. Als Verkäuferin an der Filiale einer großen Firma hatte sie einen Posten von gewisser Annehmlichkeit. Sie genoß äußere Selbstständigkeit, allerdings war auch die Verantwortung erheblicher.

Da erkrankte die Mutter, siechte jahrelang. Schwer mußte Anna kämpfen. Für Kranke ist viel Geld und Liebe nötig. Das Geld reichte knapp für die gesunden Tage und um der Leidenden Liebe zu erweisen, fehlte ihr die Zeit. Darum nahm sie die Nacht her und das nötige Geld entlehnte sie. Denn die Mutter sollte nichts entbehren.

Nachdem die Arme ausgelitten hatte, war Annas Gesundheit heruntergekommen und Schulden harhten ihrer Tilgung. Sie brauchte lange, bis das Geborgte gelöscht war.

Darüber verlor sie die Jugend. Sie fühlte es aber nicht. Sie war erst nach dem schweren Umsturz — froh gewesen, daß sie nach langem Suchen eine gute Stellung fand; froh, daß sie diese ordentlich versehen konnte; froh alsdann, daß ihr jemand die Mittel lieh und daß sie körperlich imstande war, die Mutter zu pflegen, froh, nachher, daß sie das Entlehnte wieder zurückgeben und sich selbst nach und nach erholen konnte.

Ein steter Kampf eben. Ein Kampf, in dem es kein Vorwärtsschreiten gab, in dem immer neue Widerstände auftauchten, in dem sich die Kräfte wohl erschöpften, der dem

Kämpfer aber immerhin Genugtuung verschaffte. Weil der Kämpfer jung und kräftig war. —

Langsam kam Anna dann zu dem Bewußtsein, daß es ihr eigentlich nun ganz gut ging. Sie lebte verhältnismäßig — wenn sie nicht daran dachte, daß ihr einst eine andere Lebensmelodie erklingen war — recht angenehm. Konnte sich manchmal etwas erlauben, konnte fürs Alter etwas zurücklegen.

Die Zeit steht nicht still. Die Augen lernen anders sehen, die Ohren anders hören; die Empfindungen wandeln sich; die Gewohnheit vernichtet manchen Reiz der Tage.

Eine gewisse Unbehaglichkeit schlich sich nach einer Weile in Anna. Es war alles wie vorher und doch nicht. Sie konnte sich's nicht nennen, was sie hatte oder was ihr mangelte. Nach einigem Grübeln glaubte sie's zu erraten; es war wohl etwas wie Langeweile! Es ging ihr zu gut! Es knebelte sie keine Plage mehr!

Die Vergnügungen, wie sie ihre Genossinnen suchten, die zogen sie dank ihrer Erziehung nicht an. Sie bedurfte aber doch wohl einer Zerstreuung. Sie hielt Umschau. Eine Stadt bietet Zerstreuungen genug, auch solche in einfacher, edler Form. Und dann hatte sie auch ihre Bücher.

Auch acht Tage Ferien bekam sie und siedelte sich im Oberland an. Wie das wohltat! Aber — nur acht Tage.

Der ewige Trott, das war's! Ein bißchen Abwechslung bedarf der Mensch. Die hatte sie jetzt und nun war's gut!

Doch es blieb nicht so. Nach einer Zeit regte sich das Unbekannte in ihr wieder. Sie nahm es überall mit. Sie ging damit fort, spürte es draußen unter den Menschen und kehrte damit heim. Es war in ihr im größten Tumult wie zu Hause in ihren stillen Wänden.

Das Unbekannte lastete auf ihr, drückte sie nieder, stahl ihr die Arbeitslust, den Gleichmut, die Ruhe und den Schlaf. Ihre Tätigkeit war ihr zuwider, jedes Vergnügen hinterließ eine schale, öde Stimmung. Sie schritt traurig und rastlos durch die Tage.

Da brach der Krieg aus. Durch die Völker sauste ein Sturmwind und rüttelte sie auf aus jahrzehntelangem Frieden, blies in die Winkel der Genußsucht und Trägheit, des Eigennutzes und Schlendrians, Staub und Schlacke und Unrat flogen hinweg und vieles Schöne, Starke, Edle und Hohe — vieles, was erst gar nicht vorhanden zu sein schien — ward sichtbar und leuchtete in reinem Strahl.

Die Orgel des Alltags war verklungen. Eine Sturm-weise von unbeschreiblicher Gewalt scholl unter dem Himmels-rund hin und rief auf zu heiligem Zorn, zum Kampf vielleicht? oder doch zur Wacht! —

In das Volk kam Leben, in der Stadt wie auf dem Lande. Die Sehnhaftesten wurden beweglich, die Alten jung, die Jungen reiften über Nacht. Standesunterschiede vermischten sich; Streitigkeiten wurden vergessen; geschlossene Hände sprangen auf; dürre Gemüter erblühten; Herzen öffneten sich und glühten in Liebe und Begeisterung.

In der Stadt strömten naturgemäß all die erweckten Kräfte zusammen, die sichtbaren wie die unsichtbaren.

Anna blickte nach dem ersten Schrecken mit großen Augen umher. Wie verändert waren die Straßen, die Menschen, der ganze Lebensgang; die Reden, die Ansichten, die Wünsche!

Sie sah die Truppen im Rausch der Begeisterung ausziehen; sie sah die Weinenden und doch wieder stolzen Frauen; wußte man ja noch nicht, ob nicht auch des Krieges blutige Wogen unser Schweizerländchen überfluten würden; sah die halb verdurzte, halb in kindlicher Unschuld jubelnde Jugend.

Und — stand vergessen daneben!

Niemand hatte für sie Zeit, niemand suchte bei ihr Verständnis, niemand Trost. Sie konnte ja nicht mitreden bei diesen Müttern, die ihre Söhne, diesen Frauen, die ihre Männer hingaben zu Schutz und Trutz an des Landes

*) Anmerkung: Siehe „Berliner Woche“ 1917 Nr. 25.

Marken Nacht zu halten. Weder Land noch Haus noch Aind noch Herd bedurften bei ihr des Schutzes.

Sie war allein! Sie war die Einsame! Eine einsichtige Nummer, schwächlich mit der Allgemeinheit verbunden, die gerade in diesen Tagen so wichtig in Erscheinung trat.

Eine Einsame! Das war's! Das war das Unbekannte, das in ihr schon vordem bohrte! Nun wußte sie's. — Und fühlte es doch tausendfältiger — — —

Abseits vom Leben stand sie nun mehr denn je. Weder Vater noch Gatte noch Bruder noch Vetter noch Geliebter oder Freund vereinte sie mit den großen wunderbaren Ereignissen der Zeit. Sie hatte keinen Menschen, der zu ihr gehörte, keinen, der um sie sorgte, keinen, um den sie es tun konnte. Eine Einsame . . .

Eine Wunde war in ihr aufgebrochen, die stetig blutete.

Sie konnte Worte wie „mein Vater“, „meine Mutter“, „mein Bruder“, „meine Schwester“ nicht hören, ohne stechenden Schmerz zu empfinden. Der Reiz schwieg Tag und Nacht nicht in ihrem Herzen, denn wohin sie schaute, zeigten sich ihr die Bande der Natur.

Und so ward sie tief unglücklich. Sie stand im Leeren — sie sah ins Leere.

Eines Tages regte sie eine Bekannte zu einem Besuch von kranken Soldaten an. Schon waren sie zu Hunderten krank zurückgekommen, die die Strapazen der Grenzwatchzeit nicht aushalten konnten.

„Gehen Sie einmal mit! Und stecken Sie Zigaretten zu sich. Die braven Leute haben eine mächtige Freude, wenn man mit ihnen plaudert! Und sie rauchen die meisten gern!“

Erst zögerte Anna. Dann kaufte sie mit fiebrigem Stolz ein. Zigaretten, Schokolade, verschiedenes, wovon sie dachte, den Soldaten Freude zu bereiten.

Da zeigte sich doch ein Fädchen, das sie mit der Menschheit und ihren Interessen verband, wenn auch so zart und fein wie ein Spinnwebfädchen.

Als sie in den großen Saal trat, fuhr erst ein lärmender Schrecken durch ihre Glieder. Den Männern stand sie, infolge ihrer Lebensverhältnisse, ziemlich fremd gegenüber. Sie hatte sie mutig und kraftstrotzend hinausziehen sehen. Daß sie hier so zahlreich und wie gefällt in den Betten lagen, erschütterte sie. Und als sie näher hintrat, flammte der Brand des Mitleides in ihr Herz.

So weh war ihr. Unter körperlichem Schmerz preßte sie die Tränen hinunter. Jedem der Dahinliegenden hätte sie die Hand drücken, ihm ein liebes Wort sagen mögen. Erst als sie bemerkte, was für ein starker, ja froher Geist hier bei diesen Schweizern herrschte, faßte sie sich.

Aber da war etwas, was bis in ihre tiefsten Tiefen wirkte: die Pflegerinnen.

Wie helfende Mütter bei hilfsbedürftigen Kindern bewegten sie sich zwischen den Kranken. Im schlichten Kleid, mit schlichtem Wort und Wesen walteten sie, gar lieb und vertraulich mit jedem. Hier gerufen, dort mit glänzendem Blick begrüßt, von einem bedankt, vom andern gebeten, diesen stehend, sanft beruhigend, mit jenem ein Scherzwort tauschend!

Und „Schwester“ nannten sie sie.

Das konnte sie nicht genug betrachten. Dieser Anblick brachte ihr Inneres zum Wallen und Beben.

„Schwester!“ Wie schön und heilig das klang. Wie einfach, wie innig! Und die da lagen, waren Brüder und Schwestern und wurden in Liebe gepflegt von ihnen! Ja, Brüder und Schwestern in der Zeit der Not und des Elends!

Aller Schein, alles Hohle und Aufgeputzte, alles Fremde und Lieblose war verschwunden. Mensch stand zu Mensch in einem wunderbaren Verhältnis unschätzbaren Güte.

Der Eindruck auf Anna war so lauter und schön und überwältigend dabei, daß nicht einmal der gewohnte Reiz hochdrängen konnte. Doch eine heiße, heiße Sehnsucht lebte auf. Und mit ihr verließ sie den Saal.

Schwester! Das Wort verließ sie nicht mehr. Das Wort und der Begriff. Nicht mehr einsam sein! Nicht mehr abseits stehn und ärmlich im Leeren wandern, sondern mit-schaffen, mithelfen, mit-sorgen, mitleiden! Eine traute, treue, opferwillige Schwester allen kranken Menschheitsgeschwistern sein. Den Ärmsten der Armen, die vom lebendigen Leben ausgeschlossen sind, Liebe schenken, sie dem Siechtum, ja dem Tode entringen suchen oder doch das Schwere ihnen erleichtern, das Schmerzhafte lindern, wenn schon ihre Bestimmung das Scheiden ins Ewige war!

Nach wenig Monaten trug auch Anna das schlichte Kleid; in ihr so lange müde blickendes Gesicht waren Frische und Regsamkeit gekommen. Sie hatte ihr Selbst hingegeben; sie war eine „Schwester“! Wie eine Liebesflut klang ihr der Name. — — —

Durch all das Unglück, das Klagen und Jammern um sie her ging sie mit einem ernst-glücklichen Glanz in den Augen. Sie war zufrieden. Sie hatte nun eine große Familie. — Sie, Anna . . .

Der große Kongreß auf dem Kasinoplag in Bern.

Von Jeremias Gotthelf.

7

Zum Glück het das Niemer myters ghört, es wär ihm süß gange wie d'r Binde Marei, es wär grusam usglachet worde, wil es gmeint het, es syg da nume um z'freße z'tue und zwar noch Crème und es well z'vorderst sy's Mul dra hänke. D'rzu ist Sterne Styneli grusam höhns worde, wege d'r unverschämte Sabine und het gseit, mi soll ihm da Sturm mache z'schwyge, süß well es dere mit sym Finke d's Mul vermache. Es het nämlich am rechte Fuß geng e Finkeschuh treit vo wegem Podagra, er wär emene Elephant z'groß gsy, und Styneli ist grusam böß gsy über da Podagra, wie ihm d'r Doktor säg. Es wüß nit wo da daheim syg, het es gseit, aber allweg syg er e Uhung. Du het me probiert die Sabine z'gischweige mit Gwalt u Liebi, und endlich het die gseit, jezt heig si gnue, si well gah, aber es werd de en Andere ume cho. Ihre Monsieur müß da paysan la cho, wo d'Stadt mit Herd z'Dred verschief und da d'rzu mit d'm Galge wo die Leitere d'rzu ghör, das werd de enandere scho erlese und si erzeige wer d's nächst Mal red. Und d'rmit ist d'Sabine furt giurret wie es Weepi und d's Rüppeli nache, wie d'Geiße dem Boß. Du seit Sterne Styneli: So, si cha me doch einist es vernünftigs Wort rede, daß die Gistkrot furt ist. Ja, ja, Byte sy Byte und Gwalt ist Gwalt und mit Gwalt büht me e Geiß hinten ume. Wo Anno zwölfi d'Destricher cho sy, da ha nih o noch öppis zwängt, da ha nih gmacht, daß d'Bernier d's Aargau nit übercho hei, wo wege i bi e Aargäuere, bi z'Holzite daheim, aber ih mied's nimme, wo wege, was ha nih d'rvo gha, nit e hölzige Rappe. Wo si d'Klöster ygjacket hei, ha nih gmeint si solle mer oh so nes Chlösterli gä, öppe wenn's zlezet nume Muri wär, aber si hei nit nebe ume gluegt. Werde denkt ha, selber freße macht seiß. Da ha nih gseh, ih zwänge nit meh, aber wenn mer zläme stande, Eis für d's Andere, de ja freylich, da zwänge mer öppis, da säge mer hott und si müße hott, und d's ander Mal hüßt und si müße bim Donstig hüßt. Aber jezt, excusez, muß ih d'Versammlich usha. I muß pressiere und hei. Mer hei hinecht Jude und Roßwälsche übernacht und Strolche vo Tefin. Da muß ih d'rby sy. Die Einte wei's tauscher und die Andere schmutzig und die Dritte freße wie d'Hüng, we me nes i Säumelchtere darstellti, si leerte se u schleckte noch Löcher i's Holz.

Es ist viel gredt worde und d'Sach ist die, daß wenn d'Sach recht z'Fade zoge wird, su chunt's gut, daß me öppe d'rby sy cha. Sobald mer d'r Surfabis ygmacht hei, will ih d's Comité zläme bschide und de wei mer scho luege, daß d'Sach e Nase überchumnt. Und wenn me de die het, su will